



»DIE STERBENDEN SIND MEINE GLEICHGESINNTEN«

Von Alexandra Cavellius

Die Ärzte haben die krebserkrankte Dörte schon vor einem Jahr aufgegeben. Daß sie noch lebt, grenzt für die Mediziner an ein Wunder

MARIE CLAIRE: Wir sind beide im gleichen Alter. Einem Alter, in dem man das Leben eigentlich noch vor sich hat. Fällt es dir schwer, mit mir über den Tod zu sprechen?

DÖRTE GULDBRANSEN: Ich will nicht, daß der Tod ein Tabuthema ist. In unserer Gesellschaft sterben zu viele Menschen mit verbittertem Gesichtsausdruck. Ich habe lange genug geschwiegen.

MC: Hast du denn mit niemanden über deine Krankheit gesprochen?

DG: Anfangs nicht. Vor etwa drei Jahren habe ich von dem Krebs erfahren. Das war kurz vor meiner Hochzeit mit Ralf. Ich hatte plötzlich aus Mund, Nase und Ohren geblutet. Zuerst vermutete man nichts Schlimmes. Ich hatte ja nur Kieferschmerzen. Dann kam die Hiobsbotschaft, daß es nach einem Tumor aussehe. Man zog mir fast alle Zähne, und ich sah aus wie ein Monster.

MC: Wie war deine Reaktion?

DG: Ich hielt das einfach nicht für wahr. Ein

Jahr lang habe ich meinen Eltern und meinem Mann nichts gesagt. Alle haben angenommen, daß ich nur eine Zahnoperation hinter mir hatte. Warum sollte ich anderen das Leben kaputt machen? Ich war ja gar nicht krank. Es war wie ein Theaterspiel. Ich habe nicht gemerkt, daß ich die Hauptdarstellerin bin. Selbst wenn die Ärzte bei mir anriefen, habe ich nicht registriert, daß es um mich geht. Ich war wie in Trance.

MC: Schwer vorzustellen, daß wirklich keiner etwas bemerkt hat.

DG: Mein Mann und meine Eltern sind mit der Zeit skeptisch geworden. Sie haben mich schließlich angefleht, daß ich in die Klinik gehen soll. Als das mit dem Krebs ans Tageslicht kam, war Ralf böse auf mich, weil er mir gern mehr geholfen hätte. Im nachhinein bin ich dankbar, daß ich wacherüttelt worden bin.

MC: Warum konntest du dich so lange niemandem anvertrauen?